

Die neue Welt

Nr. 50

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der dumme Hans.

Von Boleslav Prus.

Die Eisenbahnarbeiten waren beendet. Der Aufseher zahlte Jedem seinen Lohn aus, spickte dabei seine Tasche soviel als möglich; und scharenweise begannen die Leute sich zu entfernen, ein Jeder nach seinem Dorfe.

In der nächsten Schänke herrschte bis um Mitternacht reges Leben. Der Eine füllte mit Brezeln den Korb, ein Zweiter kaufte Branntwein für's Haus ein, ein Dritter betrank sich an Ort und Stelle. Dann knüpften sie Bündel aus grobem Linnen, warfen sie über die Schultern und gingen fort, indem sie dem Zurückbleibenden zuriefen: „Gehab' Dich wohl, dummer Hans!“

Er aber stand regungslos auf dem kahlen Felde und blickte nach den glänzenden Schienen, die so weit, weit weg, in eine unbekanntes Ferne liefen. Der Wind zauselte sein dunkles Haar, blies in seinen weißen Kittel und trug die letzten Töne des in der Ferne verhallenden Liedes der Davongegangenen zu ihm herüber.

Bald waren die Bündel, Kittel und runden Mützen hinter den Wachholdersträuchern verschwunden, endlich auch das Lied verstummt, er selbst aber stand noch immer mit verschränkten Armen da und wußte nicht wohin.

Hinter dem sandigen Hügel ließ sich ein Rasseln, Pfeifen und Schnauben vernehmen. Rauchwolken stiegen auf, und immer stärker kam's herangebraust. Es war ein Arbeiterzug, der da einfuhr und vor der unvollendeten Station stehen blieb. Der beleibte Maschinist und sein jugendlicher Gehülfe sprangen von der Lokomotive und liefen in die Schänke. Dasselbe thaten auch die Arbeiter, und es blieb nur der Ingenieur zurück, der nachdenklich die öde Gegend betrachtete und dem Geräusche im Dampfkessel lauschte. Der Bauer, welcher den Ingenieur kannte, verneigte sich vor ihm bis zur Erde.

„Ach, Du bist es, dummer Hans! Was machst Du hier?“ fragte ihn der Ingenieur.

„Nichts, Herr!“ entgegnete der Bauer.

„Warum lehrst Du nicht in's Dorf zurück?“

„Ich wüßte nicht wozu, Herr?“

Der Ingenieur begann vor sich hinzusummen und sagte endlich: „Fahre nach Warschau, dort findest Du immer Arbeit.“

„Weiß ich doch nicht, wo das liegt.“

„Setz' Dich in den Zug, dann erfährst Du es schon.“

Der dumme Hans sprang wie eine Katze auf den Zug hinauf und setzte sich auf eine Steinladung. „Und hast Du etwas Geld?“ fragte ihn der Ingenieur.

„Ich habe einen Rubel, vierzig Groschen und einen Gulden.“

Neuerdings vor sich hinstummend, verlor sich der Ingenieur im Publikum der Gegend, während es in der Lokomotive brummte und zischte. Endlich kam die ganze Zugbesatzung mit Flaschen und Bündeln beladen aus der Schänke herausgelaufen. Der Maschinist und sein Gehülfe stellten sich auf die Lokomotive, und vorwärts ging es.

Ungefähr eine Meile weiter, an einer Biegung des Weges, zeigten sich Rauchsäulen und ein ärmliches, großes, zwischen Sümpfen liegendes Dorf. Bei diesem Anblick kam Leben in Hans, er begann zu lachen, zu rufen und mit der Mütze zu winken. Da schrie der Maschinist zu ihm herunter: „Heda, was blickst Du Dich so hinaus? Du fliegst noch hinunter, und der Teufel holt Dich!“

„Das ist ja unser Dorf, Herr . . . Ach ja . . . Dort, o dort!“

„Nun, wenn es Euer Dorf ist, so sitz' ruhig!“ lautete die Antwort.

Auf diesen Befehl setzte sich Hans ruhig hin, aber da es ihm so sonderbar um's Herz war, fing er zu beten an. Ach, wie gerne wäre er in sein aus Lehm und Stroh zusammengepacktes Dorf zurückgekehrt, dort . . . zwischen jenen Sümpfen! . . . Doch wozu? Wenn sie ihn auch den Dummen nannten, so viel verstand er doch noch, daß es in der großen Welt leichter Arbeit und eher ein Nachtlager giebt, als im Dorfe. O, in der großen Welt ist das Brot weißer, zum Fleisch kann man wenigstens riechen; Häuser giebt's die schwere Menge, und die Menschen sind nicht so elend wie bei uns.

Eine Station nach der anderen war vorbeigeflogen, mit bald kürzerem, bald längerem Aufenthalt. Um Sonnenuntergang ließ der Ingenieur dem Bauer zu essen geben, wofür sich dieser wieder bis zur Erde verneigte.

Sie kamen auf ihrer Fahrt in eine ganz neue Gegend. Da gab es keine Sümpfe, aber Hügel-land mit rasch dahineilenden Flüsschen. Die rauchigen Hütten und die strohbedeckten Scheunen waren verschwunden, und es zeigten sich prächtige Höfe und gemauerte Häuser, schöner als die Dorfkirche und Schänke bei ihm zu Hause.

Des Nachts hielten sie vor der auf einer Anhöhe liegenden Stadt. Hans schien es, als würde ein Haus auf das andere klinken und als wären in jedem so viel Lichter als Sterne am Himmel. Auf hundert Leuchenzügen gab's nicht mehr Lichter als hier in dieser Stadt.

Irgend eine wunderbare Musik ließ sich vernehmen, lachend und scherzend zogen ganze Menschenhaufen vorüber, trotzdem es schon so tief in der Nacht war, daß man im Dorfe nur noch den Schrei der Gule und das Gelläuf der Hunde gehört hätte.

Hans konnte nicht einschlafen. Nachdem ihm der Ingenieur ein Pfund Wurst und einen Laib Brot hatte geben lassen, wurde er auf einen anderen Lastzug, der Sand führte, hinübergeschickt. Hier sah es sich weich wie in Damm, aber der Bauer legte sich nicht hin, sondern verzehrte hochend seine Wurst mit Brot, wobei ihm die Augen übergingen und er bei sich selbst dachte: „Ei, ei, was giebt's doch für wunderbare Dinge in dieser Welt!“

Nach mehrstündigem Aufenthalt fuhr der Zug des Morgens weiter. Auf einer Station mitten im Walde hielten sie länger, und der Maschinist sagte dem Bauer, daß der Ingenieur wahrscheinlich nicht mitfahren würde, weil eine Depesche ihn zurückberufe. In der That rief der Ingenieur den Bauer zu sich.

„Ich muß zurückfahren,“ sagte er, „wirfst Du Dich allein nach Warschau wagen?“

„Weiß ich's denn?“ flüsterte Hans.

„Nun, Du wirst doch unter den vielen Menschen nicht verloren gehen?“

„Wem sollte ich denn verloren gehen, gnädiger Herr? Habe ich doch Niemanden . . .“

In der That, wem sollte er verloren gehen?

„Also fahr' zu!“ sagte der Ingenieur. „Dort, gleich bei der nächsten Station, werden neue Häuser gebaut. Du wirst Ziegel tragen und nicht Hungers sterben, d. h. wenn Du nicht trinkst, und dann kann's mit Dir auch besser werden. Auf jeden Fall hast Du hier einen Rubel.“

Der Bauer nahm den Rubel, küßte dem Ingenieur die Hände und setzte sich auf seinen Sandwagen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Untermwegs fragte er den Maschinisten: „Ist's weitab, Herr, von meinem Dorfe?“ — „Vielleicht vierzig Meilen!“

„Und zu Fuß, Herr, müßte ich da lange gehen?“

„Ungefähr drei Wochen . . . übrigens, was weiß ich!“

Ein namenloses Entsetzen bemächtigte sich des Bauern. Wozu hatte sich der Aermste so weit hinausgewagt, daß er ganze drei Wochen nach Hause brauchte!

In seinem Dorfe erzählte man sich von einem Knecht, der vom Sturmwind erfaßt, und eh' er noch ein Kreuz hatte schlagen können, zwei Meilen weit als Leichnam fortgetragen wurde. Erging's ihm nicht ebenso? Ist diese feuerpeinende Höllemaschine, vor der sich sogar alte Leute fürchten, ist sie nicht ärger als jener Sturmwind? Und wo wird sie ihn ausspeiien? . . .

Bei diesem Gedanken kammerte er sich krampfhaft an den Rand des Wagens und schloß die Augen. Jetzt erst fühlte er, wie es schrecklich brannte, wie ihm der Wind um die Ohren fuhr und höhnisch lachte: „Hu, hu, hu! . . . Hi, hi, hi! . . .“

Ja, der Sturmwind hatte auch ihn erfasst und fortgetragen! Zwar nicht von Vater und Mutter, nicht von der eigenen Hütte, aber vom heimathlichen Felde, ihn, den Verwaisten!

Er verstand, daß etwas Schlimmes mit ihm vorgehe, aber was war zu thun? Es war schlimm, konnte noch schlimmer werden, aber da es von jeher schlimm, schlimmer, am schlimmsten gewesen war, so öffnete er schließlich die Augen und überließ sich seinem Schicksal.

Die Lokomotive ließ einen schrillen Pfiff ertönen. Hans sah hinaus und erblickte einen Wald von Häusern, in eine Rauchwolke eingehüllt.

„Brennt's irgendwo?“ fragte er den Maschinisten.

„Das ist Warschau!“ antwortete dieser.

Dem Bauer schnürte sich das Herz zusammen. Wird er sich in diesen Rauch hineinwagen?

Der Zug hielt und Hans sprang herab. Er küßte dem Maschinisten die Hand, und nachdem er sich umgesehen, ging er langsam auf einen Laden zu, auf dessen Schild Krüge mit rothem Bier und Flaschen mit grünem Schnaps aufgemalt waren. Nicht die Trinkluft zog ihn hin, sondern etwas Anderes.

Hinter der Schänke war ein Baugerüst zu sehen und vor dem Laden standen die Maurer. Er erinnerte sich an den Rath des Ingenieurs und fragte nach Arbeit.

Die Maurer, tüchtige Kerle, ganz mit Kalk bespritzt, bandelten von selbst mit ihm an.

„Was bist Du für Einer? . . . Woher kommst Du? . . . Wie ist Deiner Mutter Name? . . . Wer hat Dir solch eine Mütze genäht? . . .“

Der Eine zwipfte ihn am Aermel, der Andere zog ihm die Mütze über die Nase, Andere drehten ihn mehrmals im Kreise herum, so daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf stand.

„Woher kommst Du, Bursche?“

„Aus Wiltsholtsdorf, Herr!“ entgegnete Hans.

Sein Singang und seine verlegene Miene erregten das schallende Gelächter der Umstehenden.

Er stand zwischen ihnen und lachte mit, so sehr sie ihn auch neckten.

„Ei, ei, das ist ein lustiges Volk!“ dachte er.

Sein Lachen und sein ehrliches Gesicht machten ihn rasch beliebt. Man beruhigte sich und begann ihn anzusprechen. Und als er erzählte, daß er Arbeit suche, forderten sie ihn auf, ihnen zu folgen.

„Dumm, aber gutmüthig,“ sagte einer der Meister.

„Man muß ihn nehmen,“ bemerkte der Zweite.

„Wirfst Du Dich einkaufen?“ fragte ein Geselle.

„Wie das?“ fragte Hans.

„Du spendir'st einen Eimer Branntwein.“

„Oder Du bekommst Prügel!“ bemerkte ein Dritter lachend.

Nach einiger Ueberlegung bemerkte der Bauer: „Lieber bekommen als geben!“

Auch dies gefiel den Maurern. Zwar hinderte sie das nicht, ihm noch mehrmals die Mütze einzudrücken, doch erinnerten sie ihn weder an den Schnaps, noch gaben sie ihm Prügel.

In solcher Unterhaltung kamen sie zum Bau und begannen die Arbeit. Die Meister kletterten auf die hohen Gerüste, während Mädchen und Kinder Ziegel trugen. Hans, als Neuling, bekam Kalk mit Sand zu mischen. Und so wurde er Maurer.

Am nächsten Tage gab man ihm eine Gehilfin, ein Mädchen, das so arm war wie er. Ihr ganzer Anzug bestand aus einem alten Tuch, einem durchlöchernten Unterrock und einem alten Hemde. Sie war nichts weniger als schön, hatte ein fahles, eingefallenes Gesicht, eine aufgeworfene Stumpfnase und eine niedrige Stirn. Aber Hans war nicht anspruchsvoll. Kaum hatte sie sich mit der Schaufel neben ihn gestellt, als sie schon sein Interesse erregte, jenes Interesse, das der Anblick eines Mädchens in jedem Burschen wachruft. Und als sie unter dem verblühten Kopftuch zu ihm heraufsah, da fühlte er, wie's ihm plötzlich warm um's Herz ward. Ja, er wagte es sogar, sie anzusprechen: „Woher seid Ihr? Weit weg von Warschau? Ist es schon lange her, daß Ihr mit den Maurern arbeitet?“

Um solche und ähnliche Dinge fragte er sie,

immer mit Anwendung des „Ihr“, aber da sie stets „Du“ entgegnete, so sagte er schließlich auch „Du“.

„Blage Dich nicht,“ sagte er ihr, „ich werde schon für Dich und für mich arbeiten.“

Und er arbeitete rechtschaffen, daß ihm der Schweiß nur so von der Stirne rann, während das Mädchen bloß die Schaufel handhabte.

Von dieser Zeit an gingen sie stets zu Zweien. Zuweilen schloß sich ihnen ein Geselle an, der mit dem Mädchen Händel suchte und Hans höhnte, das war aber auch Alles. Jeden Abend pflegte Hans im Bau zu übernachten, weil er kein sonstiges Obdach hatte, seine Kameradin aber ging mit den Anderen und mit jenem Gesellen — der immer was an ihr zu tadeln fand, ihr auch öfters Eins versetzte — nach der Stadt.

„Der mag die Dirne nicht,“ sagte sich Hans, „aber was ist zu thun? Dazu ist er ja Geselle, um uns manchmal puffen zu können.“

Dafür suchte er sie auf Schritt und Tritt zu entschädigen, arbeitete für Zwei, theilte sein Frühstücksbrot mit ihr, und kaufte ihr, die nie Geld bei sich hatte, für fünf Groschen „Barschisch“ zum Mittagsmahl.

Als man sie zum Ziegeltragen nach oben schickte, konnte der Bauer das Mädchen, das jetzt unter die Meister kam, nicht mehr vertreten. Doch ging er ihr Schritt für Schritt nach und sorgte ängstlich, daß sie nicht falle, und kein Ziegel auf sie herabstürze. Des Burschen rührende Sorgfalt erregte den Hohn jenes boshaften Gesellen, der auch die Anderen auf Hansens Benehmen aufmerksam machte. Sie lachten nicht wenig und riefen von oben herab: „Nimm sie, dummer Hans, nimm sie!“

Einmal um die Mittagstunde rief der Geselle das Mädchen bei Seite. Er schien etwas von ihr haben zu wollen und beschäftigte sie mehr denn je. Nach dieser Unterredung kam sie ganz verweint zu Hans und fragte ihn, ob er ihr nicht zwanzig Groschen leihen könne.

Was hätte er nicht für sie hergegeben! Rasch löste er den Knoten seines Taschentuches, in dem das mitgebrachte Geld eingebunden war, und gab ihr die verlangte Summe. Das Mädchen trug die zwanzig Groschen dem Gesellen hin, und von da ab gab es kaum einen Tag, wo ihr nicht der Bauer auf Nimmertwiedersehen Geld geliehen hätte. Und als er einmal schüchtern fragte: „Wozu giebst Du diesem Teufel das Geld?“ entgegnete sie: „Weil's einmal sein muß.“

Eines Tages gerieth der Geselle mit dem Schreiber in Streit und kündigte den Dienst. Nicht genug an dem, befahl er auch dem Mädchen, ein Gleiches zu thun und ihm zu folgen.

Das Mädchen zögerte, als aber der Schreiber drohte, falls sie nicht bis zum Abend bleibe, ihr den ganzen Wochenlohn einzubehalten, ging sie wieder an ihre Arbeit.

Der Geselle ward wüthend. „Kommst Du, Kanaille,“ schrie er, „oder nicht?“

„Wie kam ich gehen, wenn mir nicht gezahlt werden soll. Wäre es doch gut, mir für diesen Rubel wenigstens einen Rod zu kaufen!“

„Num gut,“ tobte der Geselle, „so packe Dich mir aus den Augen. Komme nicht über meine Schwelle, sonst tödte ich Dich! . . .“

Und er ging, nach der Stadt zu.

Des Abends entfernten sich, wie gewöhnlich, die Maurer nach allen Richtungen. Im Neubau blieb Hans über Nacht zurück, und heute auch das Mädchen.

„Du gehst nicht fort?“ fragte er sie verwundert.

„Wohin denn? Hat er doch gesagt, er wolle mich fortjagen.“

Jetzt erst ging dem Bauer ein Licht auf.

„Du hast also mit ihm gelebt?“ fragte er mit schmerzlichem Tone.

„Ja wohl!“ flüsterte sie beschämt.

„Und ihm hast Du Deinen ganzen Verdienst abgegeben, trotzdem er Dich geschlagen?“

„So ist es.“

„Warum hast Du so abscheulich gehandelt?“

„Weil ich ihn lieb hatte,“ entgegnete leise das Mädchen, während es sich zwischen den Pfeilern des Gerüstes zu verbergen suchte.

Dem Bauer war es, als hätte ihn Jemand mit einem Messer mitten durch's Herz gestoßen. Nicht umsonst also hatten die Leute ihn ausgelacht.

Hans näherte sich dem Mädchen. „Jetzt aber wirst Du ihn nicht mehr lieben?“ fragte er.

„Nein!“ entgegnete sie und fing bitterlich an zu weinen.

„Du wirst nur mich allein lieben?“

„Ja wohl.“

„Ich werde Dich nicht schlagen, noch Dir Dein Geld fortnehmen.“

„Das ist wahr.“

„Bei mir sollst Du es besser haben.“

Das Mädchen gab keine Antwort, sondern weinte noch heftiger und bebte am ganzen Körper.

Die Nacht war kühl und feucht. „Friert Dich?“ fragte der Bauer.

Er setzte die Schluchzende auf einen Ziegelhaufen, zog seinen Kittel aus und hüllte das Mädchen ein, während er selbst im bloßen Hemde da stand.

„Weine nicht. Weine nicht!“ sagte er. „Nur diese Nacht noch wirst Du so durchbringen müssen. Hast Du doch einen Rubel, morgen wollen wir dafür eine Wohnung aufnehmen, einen Rod aber kaufe ich Dir schon für mein eigenes Geld. Nur weine nicht!“ . . .

Aber das Mädchen achtete nicht auf seine Worte. Den Kopf emporgerichtet, schien sie auf etwas zu horchen. Von der Straße her schallte der Widerhall bekannter Schritte an ihr Ohr. Immer näher kamen sie, und gleichzeitig begann Jemand zu pfeifen und zu rufen: „Komm nach Hause! . . . Du! . . . Wo bist Du denn? . . .“

„Hier bin ich!“ rief das Mädchen aufspringend und auf die Straße hinaus eilend, wo der Geselle stand.

„Hier bin ich!“ wiederholte sie.

„Und hast Du Geld?“ fragte er.

„Ja wohl. . . . Hier! . . . Da hast Du es!“ sagte sie, ihm den Rubel hinreichend. Der Geselle schob den Rubel in die Tasche, dann aber faßte er das Mädchen an den Haaren und schlug auf sie los.

„Daß Du mir ein zweites Mal gehorchst, sonst lasse ich Dich nicht mehr über die Schwelle! . . . Mit diesem Rubel wirst Du Dich nicht loskaufen! . . . Gehorchen sollst Du! . . . Gehorchen! . . .“ wiederholte er, sie mit den Fäusten bearbeitend.

„O Gott!“ stöhnte das Mädchen.

„Gehorchen sollst Du! . . . Gehorchen! . . . Was ich Dir auch befehle!“

Plötzlich ließ er das Mädchen los; eine wuchtige Hand hatte ihn am Nacken gepackt. Mit Mühe wandte er den Kopf und sah in Hansens funkelnde Augen.

Der Geselle, ein kräftiger Bursche, holte aus und traf Hans mit der Faust an den Kopf, daß es ihm nur so vor den Augen flimmerte. Trotzdem ließ Hans ihn nicht los, sondern schnürte ihm den Hals noch fester zusammen.

„Erwürge mich nur! . . . Du Diebskerl! Du sollst schon sehen! . . .“ stöhnte der Geselle mit heiserer Stimme.

„So schlage sie nicht!“ sagte der Bauer.

„Nie mehr! . . .“ krächzte Jener mit lang vorgestreckter Zunge.

Hans ließ den Gesellen los, wobei dieser beinahe gefallen wäre. Nachdem er mehrmals nach Luft geschnappt, sagte er: „Wenn sie nicht will, daß ich sie schlage, laß sie mir nicht nachgehen. Hat sie mich lieb, meinethwegen, aber ich schlage, weil ich es so gewohnt bin. Was liegt mir an dem Mädchen, wenn ich es nicht durchbläuen kann? . . . Scheere sie sich zum Teufel! . . .“

„Sie wird auch gehen! . . . Große Sache! . . .“ entgegnete der Bauer.

Aber das Mädchen hatte ihn an der Hand gefaßt. „Gieb Ruhe,“ sagte sie, bleich und zitternd. „Menge Dich nicht in unsere Angelegenheiten! . . .“

Hans verstummte.

„Und Du, komm nach Hause!“ sagte sie zum Gesellen, ihn unter dem Arm fassend. „Warum sollst Du Dich vom ersten Besten auf der Straße herumstoßen lassen?“

Der Geselle riß sich los und sagte lachend:

„Geh' doch zu ihm! Er wird Dich nicht schlagen! Hat er Dir doch Geld gegeben! . . .“

„Wah, laß mich in Ruhe! . . .“ fuhr ihn das Mädchen an, und fing an, voranzugehen.

„Siehst Du, Weib und Hund müssen gleich behandelt werden!“ sagte der Geselle, auf das Mädchen zeigend. „Prügele sie, und sie springt Dir in's Feuer nach.“

Mit diesen Worten verschwand er, während sein Hohnlachen durch die nächtliche Stille zu Hans herüberdrang.

Noch immer stand dieser regungslos da, den starren Blick in die Finsternis gerichtet und horchte. Dann kehrte er zwischen die Gerüste zurück und starrte auf die Stelle, wo noch vor Kurzem das Mädchen gesessen.

Ihn schwindelte, während die Brust vergebens nach Athem rang. Hatte sie ihm doch soeben gesagt, daß sie nur ihn allein lieben wolle — und war dennoch fortgegangen. Eben war er so glücklich gewesen, hatte sich neben diesem lebenden Geschöpf so gut gefühlt . . . war's ja ein Mädchen! . . . Und jetzt! . . . Wie öde und traurig! . . .

Warum hatte sie ihn verlassen? Doch nur, weil es ihr so beliebt! Was konnte er dagegen thun, er, so gut und kräftig er auch war! Instinktiv brachte er ihrer Anhänglichkeit für den Gesellen Achtung entgegen, zürnte ihr nicht, daß sie ihm ihr gegebenes Versprechen gebrochen hatte, dachte auch nicht daran, ihr seine Gefühle mit Gewalt aufzudrängen. Trotz alledem that sie ihm so leid . . . So leid . . .

Mit den von Kalk zerfressenen Händen wuschte er sich die Augen, dann nahm er seinen Kettel auf, der noch warm auf einem Ziegelhaufen ausgebreitet lag. Er trat wieder auf die Straße hinaus. Nichts war zu sehen, als die durch den Nebel funkelnden rothen Laternenlichter. Er kehrte zwischen die kalten Mauern zurück und legte sich auf die Erde hin. Doch statt zu schlafen, seufzte er schwer und tief in dieser Einsamkeit und Sehnsucht nach seinem Mädchen.

Nach seinem Mädchen! . . . Hatte sie ihm doch selbst gesagt, sie wolle nur ihn allein lieben.

Am folgenden Tage machte sich der Bauer wie gewöhnlich an die Arbeit. Doch sie ging ihm nicht von Statten. In seiner Trostlosigkeit und Erschöpfung war ihm dieser Bau zum Höl gel worden. Wohin er trat, was er berührte, wohin er auch blickte, Alles erinnerte ihn an das Mädchen und seine bittere Enttäuschung. Auch die Leute verspotteten ihn, indem sie ihm nachriefen: „Nicht wahr, dumme Hans, die Mädchen in Warschau sind recht theuer?“

Ja wohl, recht theuer! Hatte er doch für die Eine alle Ersparnisse hergegeben, sich zu Tode gehungert, sich nicht das Geringste angeschafft, seine Freude von ihr gehabt, und war noch so treulos von ihr verlassen worden. Schmerz und Scham erfüllten ihn, und da er hörte, daß in der inneren Stadt die Maurergehilfen besser bezahlt würden, machte er sich auf den Weg dahin. Er suchte einen Gesellen auf, der ihm versprochen hatte, ihn dorthin zu führen, wo am meisten Häuser gebaut würden.

Am frühen Morgen machten sie sich auf. Beim Anblick der Brücke, die über die Weichsel führt, riß der Bauer die Augen auf, und in diesem Moment war ihm sogar die Erinnerung an das Mädchen verschwunden. Beim Wächterhäuschen blieb er zögernd stehen.

„Was ist Dir?“ fragte ihn der Geselle.

„Ich weiß nicht, Herr, ob man mich hier durchläßt,“ entgegnete Hans.

„Dummkopf!“ schalt Jener. „Wenn Dich Jemand anhält, so sage, daß Du mit mir gehst!“

„Nichtig!“ dachte der Bauer, und wunderte sich, daß ihm eine solche Antwort nicht früher eingefallen war.

Dann war er voll Verwunderung über die Badeanstalt und die Schiffe, die trotz ihrer Größe nicht untertanen; dann wollte er nicht glauben, daß die ganze Brücke aus purem Eisen sei.

„Dahinter steckt etwas!“ sagte er zu sich selber, „so viel Eisen ist in der ganzen Welt nicht zu haben.“

(Schluß folgt.)

Dem Andenken Grillenbergers.

Von Albert Südekum.

Als wär's ein Stück von mir . . . Das war die Empfindung, die sich in den Herzen von Millionen deutscher Arbeiter regte, als sie im Oktober vorigen Jahres die Kunde vernahmen, der unerbittliche Tod habe der Besten einen, unseren Carl Grillenberger, plötzlich aus unserer Mitte abgerufen. Jäh und unerwartet war das Ende: noch am Morgen seines Todestages hatte er, der Löwenmuthige Verfechter der Volksrechte, in der bayerischen Kammer der Abgeordneten für ein freieres Wahlrecht in hinreichender, leidenschaftsdurchglühter Rede gewichtige Worte gesprochen — am Abend schon lag er auf der Todtenbahre. So hatte er es sich immer gewünscht, das Unabwendbare: auf dem Schlachtfelde, in den Stiefeln hatte er sterben wollen — nur keinen langen Strohtod, kein häßliches Ringen mit nagender Krankheit, die Stück um Stück von Körper und Geist abbröckelt. Eine siegfriedige Natur, wollte er kämpfen bis zuletzt, und dann, da es doch einmal sein muß, rasch fallen.

So hatte er es sich gewünscht, so ist es ihm geworden.

Aufrichtiger und inniger ist wohl selten um einen Mann des öffentlichen Lebens getrauert worden, als um Carl Grillenberger. Hervorgegangen aus den Reihen des modernen Industrieproletariats, hat er sich je und je in seinem Denken und Fühlen eins gewußt mit dem werktätigen Volke. Er war ein volksthümlicher Redner größten Stils, nicht etwa nur, weil er seine Worte so zu wählen wußte, daß auch der minder Gebildete und wenig Geschulte ihren Sinn verstand, nein, weil er direkt aus der Seele seiner Zuhörer herauszusprechen verstand: „Das ist deine Sache, die da verhandelt wird, das ist dein Mann, der da spricht,“ so dachte Jeder, der seinen Reden lauschte. Aber Grillenberger, dessen scharfsinniger Geist die verwickeltesten Probleme der modernen Volkswirtschaft zu meistern verstand, der mit unvergleichlicher Fähigkeit an seiner Bildung rastlos arbeitete und, wohl vom Vater Schulmeister her, sich die Lust am Lernen bis in seine allerletzten Tage bewahrte, stieg nie zur flachen Alltäglichkeit hinab. Er war sich seiner geistigen Ueberlegenheit wohl bewußt — und auch der Pflichten, die sie ihm auferlegte: die Schaaren des Proletariats zu seiner eigenen Höhe hinaufzuziehen, das war seines Lebens großes Ziel, daran hat er Alles gesetzt. Aber seine erzieherische Thätigkeit, die nur die recht würdigen können, die sie in nächster Nähe beobachteten, hätte nie diese überraschenden Erfolge gezeitigt, wenn nicht sein prächtiges, goldiges Gemüth ihm erst die Herzen der Männer geöffnet hätte, deren Köpfe er revolutionären wollte. Sein unvergleichlicher Humor, der bald in einer kleinen, witzigen Bosheit sich entlud, bald in bawarischer Verbheit dreinschlug, aber nie dauernd verlegend wirkte, weil er nie tödlich wurde, bewahrte ihn vor aller Bedanterie. Seine lustigsten Einfälle, die so oft in Versammlungen, auf den Parteitag, in den Parlamenten Stürme der Heiterkeit entfesselten, gegen wen richteten sie sich in erster Linie? Gegen die pedantischen Sauertröpfe und Wichtigthuer, denen selbst der Sinn für das Komische ihres Treibens mangelte. Ganz durchdrungen von dem Ernst und der weltgeschichtlichen Bedeutung der Bewegung, der er sein Leben gewidmet, brauchte er ihr sich doch nicht ohne Neft hinzugeben, so reich war seine Persönlichkeit.

Eine Persönlichkeit, das war Carl Grillenberger, und persönlich, ganz persönlich war sein Wirken. Darum standen auch die Schaaren, denen er der Führer war, in einem eigenen Verhältnis zu ihm. „Unser Carl“, „unser Alter“ — so hieß er und heißt er noch in Nürnberg, dem Ort, an dem er den größten Theil seines Lebens geweiht hat. Er war mehr als ein erfolgreicher Agitator, mehr als ein verdienstvoller Parlamentarier, mehr als ein schneidiger Journalist, er war ein Freund, ein Vater seiner Anhänger. Ob es schon patriarchalisch anmüthet, hatte dieses Verhältnis doch nichts Sentimentales an sich; es hat Grillenberger Zeit seines

Lebens auch in den engen Reihen der Parteigenossen nicht an Kämpfen gefehlt; wo sie seiner Meinung nicht folgen zu können glaubten, haben seine Freunde ihm manchmal Widerpart gehalten, und er wäre der Letzte gewesen, der das anders gewünscht hätte. Wenn man von den Erfolgen des Verstorbenen redet, so muß man sich wohl daran erinnern, daß sie hart erarbeitet worden sind, und wenn man seine Vorzüge preist, so treten sie nirgends leuchtender zu Tage, als in seinen Kämpfen. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er für die Partei auf einem Boden gewirkt, der zum Theil außerordentlich unfruchtbar ansah; aber die Schwierigkeiten reizten ihn, der Kampf war sein Lebenselement, das macht, er war ein ganzer Mann.

Schon gleich nach dem Tode Grillenberger's regte sich unter den Nürnbergischen Parteigenossen der Wunsch, ihm ein würdiges Denkmal zu errichten. Ein öffentlich sichtbares Zeichen unauslöschlicher Dankbarkeit sollte es sein, ein Abbild sozusagen des Denkmals, das er sich in unseren Herzen errichtet hat. Der Wunsch wurde zur That. Auf dem Zentralfriedhof zu Nürnberg hat die treue Liebe seiner Parteigenossen seiner Asche eine Stätte bereitet; ein schlichtes, aber machtvoll wirkendes Postament aus rothem Granit giebt in einer Nische der Aschurne Raum und wird gekrönt von dem lebensvollen Broncebild des Verstorbenen. Heinrich Schwabe's Meisterhand hat diese Büste, die dem Parlamentarier und Volksmann ebenso gerecht wird, wie dem gemüthvollen Kameraden, geschaffen, in der Leuz'schen Erzbildnerei ist sie gegossen worden. An dem Sonntag, der auf den Jahrestag seines Todes folgte, ist das Denkmal enthüllt worden. Schlicht und würdig verlief die Feier, die allen Theilnehmenden die Thränen in die Augen trieb; imposant war der Vorbeimarsch der Nürnbergischen Arbeiter am Denkmal: Einundeinhalb Stunde lang währte der Zug, Tausende und Abertausende brachten ihre stille Huldigung dar.

Und keiner ist wohl von den Tiefbewegten dort am Denkmal vorbeigepilgert, dem es nicht durch Herz und Sinne gezogen: „Als wär's ein Stück von mir!“ . . .



Die Bedeutung der Elektrizität für die Industrie.

(Schluß.)

Von H. Lux.

Wenn man den elektrischen Strom zwischen zwei Kohlen- oder Metallspitzen übergeben läßt, so daß er den gewaltigen Luftwiderstand zu überwinden hat, so findet bei der Bildung des sog. Flammenbogens eine außerordentliche Temperatursteigerung statt, es werden Temperaturen erzeugt, bei denen selbst die Kohle schmilzt und verdampft. Dieser Vorgang wird bekanntlich in erster Linie dazu benutzt, das überaus helle Bogenlicht zu erzeugen, in zweiter Linie aber wird der elektrische Flammenbogen dazu benutzt, die für die Gewinnung und Verarbeitung gewisser schwer schmelzbarer Metalle oder Metallverbindungen erforderlichen hohen Temperaturen zu erzeugen. Man ist durch kein anderes irdisches Mittel im Stande, ähnlich hohe Temperaturen hervorzubringen. Selbst Platin und Iridium werden im elektrischen Ofen mit Leichtigkeit zum Schmelzen gebracht; mit Hülfe der gewaltigen Hitze des Flammenbogens erzeugt man den Carborund, jenes werthvolle, überaus harte Schleifmaterial, das in der Gegenwart zum Zweck der Acetylenherzeugung viel verwandte Calciumcarbid; und es ist selbst gelungen, feine Diamantsplitter im elektrischen Ofen zu erzeugen. Welche technische Bedeutung in elektrometallurgischer Beziehung der elektrische Ofen besitzt, werden wir bei der Beschreibung der elektrolytischen oder elektrochemischen Wirkungen des Stromes sehen. Hier interessiert vor Allem die Verwendung des Flammenbogens zur Metallverarbeitung.

Verbindet man nämlich ein zu bearbeitendes Metallstück mit dem einen Pol einer Elektrizitätsquelle und ein Kohlenstück mit dem anderen Pol, setzt man dann das Kohlenstück auf das Metallstück

auf, so wird der Stromkreis geschlossen. Hebt man nun die Kohle vorsichtig von dem Metall ab, so entwidelt sich der eben erwähnte Flammenbogen, ohne daß der Stromkreis unterbrochen wird. Die gewaltige Hitze des Flammenbogens schmilzt nun das Metallstück direkt an, aber nur an der Stelle, wo der Flammenbogen entsteht. Läßt man nun den Flammenbogen an solchen Stellen entstehen, wo zwei Metallstücke aneinander stoßen, so kann man diese Metallstücke unter Zuhilfenahme eines Schutzmittels gegen Oxidation, wie Borax, Colophonium, ohne Weiteres zusammenschmelzen. Auf diese Weise werden bereits heute in ziemlich ausgedehntem Maße schmiedeeiserne Fässer ohne Nieten und ohne Loth hergestellt; ebenso wird diese Methode dazu benutzt, um Gussfehler bei gußeisernen Werkstücken mit Eisen auszufüllen zc. Jedenfalls ist diese Methode noch der vielfältigsten Anwendung fähig. Eine der interessantesten Anwendungen der Wärmewirkung des elektrischen Stromes ist jedoch die erst ganz neuerliche Entdeckung, mit Hilfe des elektrischen Stroms jeden beliebigen Temperaturunterschied unter Wasser zu erzeugen. Man ist im Stande, im Wasser Feuererscheinungen zu erzeugen, im Wasser, das selbst nur eine Temperatur von 100°C annehmen kann — gewöhnliche

Druckverhältnisse vorausgesetzt — und man hat selbst Temperaturen bis 4000°C unter Wasser erzeugt, ohne daß dabei das Wasser selbst merklich warm wurde.

Das Prinzip des neuen Verfahrens wird aus dem Folgenden leicht verständlich werden: Eine der wichtigsten Eigenschaften des elektrischen Stromes ist, wie bereits erwähnt, seine Fähigkeit, chemisch zusammengesetzte Körper in ihre Bestandtheile zu zerlegen. Auch Wasser, wenn es in irgend einer Weise leitend gemacht worden ist, wird durch ihn in seine Bestandtheile zerlegt, indem sich an dem einen Leitungsende (dem negativen) Wasserstoffgas, an dem

anderen (dem positiven) Sauerstoffgas ausscheidet. Die ausgeschiedenen Gase setzen sich an den Leitungsenden, die natürlich in der beliebigen Form gestaltet sein können, als kleine Gasbläschen an und brodeln allmählig, wenn der Strom nicht unterbrochen wird, in dem Wasser in die Höhe, immer aber bleiben die Leitungsenden mit einer Gaschicht bedeckt, die

elektrischen Metallbearbeitungsverfahren Gebrauch gemacht.

Löthet man nämlich eine Bleiplatte an das eine Ende der elektrischen Leitung an (an das positive) und taucht sie in leitend gemachtes Wasser ein, verbindet das andere Ende aber mit einer gewöhnlichen Schmiedezeuge, mit der man ein Stück Eisen ergreift,

und taucht man dieses Stück Eisen in das Wasser ein, so passiert ein elektrischer Strom die Bleiplatte und das Wasser, und geht durch das Eisenstück und die Zange nach der Elektrizitätsquelle zurück. Gleichzeitig aber wird das Wasser zerlegt. An der Bleiplatte entwidelt sich Sauerstoff, an dem Eisen aber Wasserstoff.

Wählt man nun die Bleiplatte in dem Verhältnisse zum Eisen sehr groß, so ist die Gaschicht auf dem Blei sehr dünn, auf dem Eisenstück dagegen wesentlich dicker. An der Bleiplatte findet der elektrische Strom einen vergleichsweise bequemen Weg, am Eisen dagegen wird der Weg plötzlich sehr schmal; durch die dicke Gaschicht muß sich der elektrische Strom mit großer Gewalt hindurchdrängen. Bei dem großen Widerstande, den der elektrische

Strom hier an der Gaschicht des Eisenstückes findet, wird die Gaschicht sehr heiß, sie giebt ihre Wärme an das Eisen ab, das schließlich beim Hindurchgehen des elektrischen Stromes

glühend heiß wird und selbst in's Schmelzen geräth. Unter dem Wasser ist das Eisen von einer leuchtenden Feuerschicht umgeben, die eine sehr hohe Temperatur besitzt, während das Wasser selbst sich nicht wesentlich erwärmt, weil alle Gase die Wärme schlecht leiten. Da das Eisenstück von einer dichten Gaschicht umgeben ist, die die direkte Berührung mit dem Wasser verhindert, kann man nun das Eisen aus dem Wasser herausnehmen und dasselbe schmieden, schweißen und in jede Form bringen, genau so, wie wenn der Schmied es im Schmiedefen glühend gemacht hätte. Das Wasser vertritt die Stelle des Herdfeuers; es giebt weder eine Belästigung durch Rauch und Auf, noch



Grillenberger's Denkmal auf dem Zentralfriedhof zu Nürnberg.

um so dicker ist, je dünner man die eingetauchte Leitung wählt. Diese Gaschicht muß nun der elektrische Strom überwinden, wenn er von einem Leitungsende durch das Wasser hindurch nach dem anderen geschickt wird. Die Gase leiten aber den elektrischen Strom außerordentlich schlecht, und zwar um so schlechter, eine je dickere Schicht sie bilden; der elektrische Strom findet also auf seinem Wege einen sehr erheblichen Widerstand. Ueberall aber, wo bei irgend einer Arbeitsleistung — beim Hobeln, Bohren, bei der Reibung zweier Körper zc. — ein Widerstand überwunden werden muß, entsteht Wärme.

Von dieser Thatsache wird bei dem allerneuesten

ist die lästige Handhabung des Blasebalges nothwendig, ja nicht einmal Hitze hat der Schmied auszustehen.

Freilich ohne die Mitwirkung des Feuers ist das Eisen auch hier nicht erwärmt worden. Aber das Feuer brennt unter dem Kessel der Dampfmaschine, die die elektrische Maschine antreibt. Die elektrische Maschine kann jedoch in beliebiger Entfernung von der elektrischen Schmiede aufgestellt sein, viele Kilometer weit . . . sie kann durch Wasserräder angetrieben sein und nutzt dann die Wärme der Sonne aus, welche das Wasser auf Bergeshöhe emporgehoben hat und es im Wildbach wieder niederbrausenläßt.

Hier in dem Wasserbade, an der engbegrenzten Stelle, wo das Eisen grade eintaucht, kommt eben die zur Erzeugung der Elektrizität angewandte Wärmemenge wieder zum Vorschein. In der Dynamomaschine, in den elektrischen Leitungen ist nichts von Wärme zu merken, nur an der Stelle, wo wir sie brauchen, tritt sie in Aktion, aber auch nur an dieser Stelle, und fast nichts geht von dieser Wärme für die beabsichtigte Nutzleistung verloren, wie bei dem Schmelzofen, bei dem der größte Theil der Wärmemenge durch den Schornstein hindurch geht, ein anderer sehr erheblicher Theil vom Schmelzfeuer auf die Umgebung ausgestrahlt wird und nur ein sehr kleiner Theil für den beabsichtigten Verwendungszweck ausgenutzt werden kann.

So wunderbar auf den ersten Blick die Methode des Erhitzens zur Gluth unter Wasser erschien, so einfach ist doch in theoretischer Hinsicht der ganze Vorgang. Irgend wie erheblichen Eingang in die Praxis hat diese Methode jedoch noch nicht gefunden.

Dagegen hat eine andere, bekanntere Ausnutzung der Wärmewirkung des elektrischen Stromes die weiteste Anwendung gefunden, nämlich die Anwendung des elektrischen Stromes zur Erzeugung elektrischen Lichtes.

Das elektrische Licht wird auf zwei Arten erzeugt, einmal durch Bildung des elektrischen Flammenbogens zwischen zwei Kohlenstippen, und das andere Mal dadurch, daß man den elektrischen Strom einen

dünnen, in einen luftleeren Raum eingeschlossenen Kohlenfaden passieren läßt. Der elektrische Strom bringt den Kohlenfaden in Weißgluth und erzeugt so das angenehme und bequem zu handhabende elektrische Glühlicht.

In dieselbe Kategorie der Wärmewirkungen des elektrischen Stromes gehört auch das kürzlich von

von Kupfer einige millionenmal größer, als das von reinem Wasser.

In Bezug hierauf sind also nur Quantitätsunterschiede, aber keine Qualitätsunterschiede vorhanden. Aber ein gewisser Qualitätsunterschied ist doch vorhanden, wenn auch in anderer Hinsicht. Das Leitungsvermögen der sogenannten Elektrizitätsleiter, der Metalle z., nimmt nämlich mit steigender Temperatur ziemlich erheblich ab, während das Leitungsvermögen der Isolatoren, der sogenannten Nichtleiter mit steigender Temperatur zunimmt.

Ein glühend heißes Stäbchen aus Magnesia, wie man es zu den bekannten Glühstrumpfträgern benutzt, leitet die Elektrizität sogar besser, als ein Platinstab von gleicher Temperatur. Natürlich setzt ein glühendes Magnesiastäbchen dem elektrischen Strom noch einen außerordentlichen

Widerstand entgegen, bei der Ueberwindung dieses Widerstandes aber wird, wie wir bereits verschiedentlich hervorgehoben hatten, Wärme produziert, die das Magnesiastäbchen auf eine so hohe Temperatur bringt, daß es in lebhafter Weißgluth geräth. In dem glühenden Zustande sendet das Magnesiastäbchen ein außerordentlich intensives Licht aus, das mit einem geringeren Stromaufwande erzeugt zu werden vermag, als das heutige elektrische Glühlicht, vor dem es noch den weiten Vorzug besitzt, daß das Magnesiastäbchen nicht verbrennt, daß man es also nicht, wie den Kohlenfaden



In der Dachstube. Nach dem Gemälde von Agnes Stamer.

Professor Neerst in Göttingen erfundene sogenannte Elektrolyt-Blühlicht. Während man aber überall, wo man die Wärmewirkungen des elektrischen Stromes auszunutzen beabsichtigt, als Zwischenglied den Widerstand eines Elektrizitätsleiters benutzt, wird bei dem Neerst'schen Blühleiter umgekehrt ein Nichtleiter benutzt.

Der hierin liegende Widerspruch löst sich sofort, wenn wir bemerken, daß es an sich eigentliche Nichtleiter für Elektrizität garnicht giebt, sondern, daß man eigentlich nur sagen kann, daß das Leitungsvermögen verschiedener Körper außerordentliche Verschiedenheiten aufweist. So ist beispielsweise das Leitungsvermögen

der elektrischen Blühlampen, in einen luftleeren Raum einzuschließen braucht. Die einzige Schwierigkeit, die der Anwendung des Elektrolyt-Blühlichtes noch im Wege steht, beruht in dem Zwange, das Magnesiastäbchen zunächst glühend zu machen, damit es für den elektrischen Strom leitend wird.

An der Ueberwindung dieser Schwierigkeit wird zur Zeit eifrig gearbeitet, wenn sie gelöst sein wird — so wird fraglos durch diese Wärmewirkung des elektrischen Stromes eine neue und sicher überaus erfolgreiche Periode des Beleuchtungswesens einsetzen, die die meisten der bisher üblichen Beleuchtungsarten im wortwörtlichsten Sinne in den Schatten setzen dürfte. —

— Ghe. * —

Von Thekla Tingen.

Sie haben sich nichts zu sagen,
Sie sitzen still und stumm,
Und hören die Stunden schlagen,
Die Langeweil' geht um.

Die Liebe ist längst gegangen,
Und auch das Glück ist hin,
Und hin ist das Verlangen
Mitsammt dem Jugendsinn.

Mühsam sieht ihm zur Seite,
Die Sehnsucht sieht bei ihr,
Und traurig alle beide,
Ach, bis zu Thränen schier.

Keins bricht das tiefe Schweigen,
Kein Laut dringt in den Raum,
Nur schwere Seufzer steigen,
Verstohlen, hörbar kaum.

Und die Gewohnheit leise
Schwingt ihren Zauberstab
Und zwingt in ihre Kreise
Die Beiden still hinab.

* Aus „Am Scheidewege“. Berlin, Schuster & Loeffler.

— Der Steinbruch. —

Novelle von G. Macashy.

(Fortsetzung.)

Dann kam der Winter.
Eine schwere, glitzernde Schneedecke hüllte den Wald und die Aeder des Dorfes ein. Manchmal stand Fellenner am Fenster und dachte mit großer Befriedigung, daß jetzt dort draußen im Walde der Schnee fast einen Meter hoch liege.

Jetzt würde es gewiß Niemandem einfallen, dort draußen nach begrabenen Menschen zu suchen.

„Es ist gut so!“ dachte er oft.

„Alles ist gut abgelaufen.“

Eine höhnische Freude überkam ihn dabei.

Die Weihnachtszeit brachte den Verschollenen noch einmal der Erinnerung näher.

Es waren diesmal trübe Weihnachtstage auf dem Hofe. Auf Allen lastete eine dumpfe Ruhe und todenähnliche Stille. Die Leute schlichen herum, als ob sie etwas bedrückte. Und alle dachten an Bittmann und was wohl mit ihm geschehen sei. Sein spurloses Verschwinden war es, was die Gemüther bedrückte.

Fellenner sah, wie seine Schwester manchmal mit verweinten Augen umherging.

„Jetzt denkt sie wieder an ihn!“ sagte er dann bei sich. „Wie gut ist es, daß sie die Wahrheit nicht ahnt.“

Ein geheimes Grauen schüttelte ihn bei dem Gedanken, daß die Wahrheit doch noch an den Tag kommen könne. Schauernd wies er diesen entsetzlichen Gedanken von sich.

„Ich hab' nicht umsonst bei der ganzen Sache Glück gehabt!“ schloß er jedes Mal diese Art von Ueberlegung.

Und wenn er seine Schwester mit verweinten Augen sah, dachte er: „Das wird sich schon auch geben! Mit der Zeit wird sie sich darein finden!“

Er gab sich auch alle Mühe, die Erinnerung von dem Verschollenen abzulenken. Bald wurde sein Name fast nicht mehr im Hause genannt.

So verging der Winter.

Um die Mitte des März brachten laue Südwestwinde den Frühling.

An einem schönen, stillen Abend ging Fellenner über den großen Holzplatz. Mit einem Male fiel ihm ein: Er hat doch damals einen Stock getragen, mit dem er auf mich loschlug. Wo ist der Stock geblieben? Er hatte ihn hernach doch nicht mehr in den Händen!

Fellenner erschrak auf's Heftigste.

Die ganze Zeit über war es ihm nie eingefallen, daß Bittmann damals einen Stock gehabt hatte. Jetzt besann er sich ganz deutlich: Als er rücklings ausglitt, fiel der Stock neben ihm hin, an den Rand des Weges. Dasselbe kalte Grausen wie damals packte ihn, als er sich den ganzen Vorgang in's Gedächtniß zurückrief. Er wurde so schwach und taumelnd, daß er sich an einen Holzstoß anlehnen mußte.

Aber sein Entschluß war sofort gefaßt.

Morgen gleich wollte er hinausgehen, um nachzusehen. Vielleicht will's das Glück, daß er den

verhängnißvollen Stock noch auf derselben Stelle vorfand. Er malte sich im Geiste alle Konsequenzen aus, die entstehen können, wenn der Stock aufgefunden worden war und vielleicht einmal durch Zufall von einem Freunde des Ermordeten erkannt wurde. Seine Haare sträubten sich vor Angst, als er an diese Möglichkeit dachte.

Die Nacht und den nächsten Tag verbrachte er in verzehrender Unruhe.

Erst spät am Nachmittag gelang es ihm, sich unauffällig aus dem Hause zu entfernen.

Er trat hinten hinaus und umging das Dorf in weitem Bogen.

Langsam schritt er die Anhöhe hinan, die in das Gehölz führte.

Die untergehende Sonne hüllte die braunen Felder, in deren tieferen Furchen noch der Schnee lag, in purpurnes Licht. Die scharfe, klare Abendluft zitterte in kaum merklichen Schwingungen.

Fellenner ging langsam und spähte vorsichtig nach allen Seiten.

Eine tiefe Bangigkeit lag auf ihm und ließ ihn nicht zu klarem Denken kommen. Immer wieder kam er auf das Eine zurück: Wenn den Stock Jemand gefunden hat! Und obwohl er sich sagen mußte, daß darin nicht der geringste Beweis gegen ihn lag, so wußte er doch, daß er keinem Angriff gewachsen war.

So hatte er das Gehölz bis zum Steinbruch durchschritten, ohne es gewahr zu werden.

Plötzlich stand er still und betrachtete erschreckt die Umgebung. Das war die Stelle!

Hier, — hier stand der Händler, — — bis hierher wich er zurück. Hart am Rand der Gebüsches stürzte er zu Boden.

Fellenner konnte durch die dünnen, entlaubten Zweige bis weit in den Wald hinein sehen. Auf den ersten Blick schon wußte er, daß er hier vergeblich suchte. Aber er erschrak nicht mehr darüber. Die Gewißheit machte ihn gefaßt.

Was ist's auch weiter! dachte er.

Irgend ein Bursche oder Bauer hat den Stock gefunden. Wer denkt aber daran, daß es Bittmann's Stock war? Wer könnte das beweisen?

Es fiel ihm nun garnicht ein, weiter zu suchen. Als er sich umwandte, fiel sein Blick in den Steinbruch hinein, direkt auf den weißen Hügel im Hintergrunde.

Ein seltsames Unbehagen ergriff ihn.

Eine Weile stand er still. Dann aber zwang ihn eine unerklärliche Gewalt, den Steinbruch zu betreten. Es war ihm, als betrete er eine große, stille Gruft.

Die helle Runding erschien ihm heute unendlich groß. Auch der Hügel kam ihm viel größer vor. Vielleicht, dachte er, war noch Gestein in Folge der Regengüsse der letzten Woche nachgerutscht.

Als er den Blick zu dem Strauche emporhob, an dem er sich damals festgehalten hatte, packte ihn der Schwindel. Der Strauch hing tief über dem Abgrund.

Und die Neugier zwang ihn näher zu treten.

Er betrachtete den Hügel mit jenem seltsamen, bellommenen Staunen, mit dem man jeden Ort des Todes betrachtet. Dann dachte er: ob wohl der Todte in der Mitte des Hügels liegt, oder mehr gegen den Rand zu. Er versuchte es, sich an den Augenblick zu erinnern, als er ihn mit den Füssen hinter den Block geschoben hatte. Von dem ungeheuren Block aber war nichts zu sehen.

Dies beruhigte ihn.

Er überlegte, wie viele Menschen arbeiten müßten, um all das Geröll bei Seite zu schaffen. Und wie lange es dauern würde, bis sie gegen die Mitte kämen.

Dieser Gedanke beruhigte ihn sehr. Es kam fast wie eine stille Freude über ihn.

Und nun ging er den ganzen Steinbruch ab, nach allen Richtungen.

Bei der Stelle, wo sie zuletzt mit Pulver ein großes Felsstück ausgeprengt hatten, blieb er länger stehen. Man sah noch die rauchgeschwärzte Stelle an der Felswand. Ein halb zugehauener Block lag davor. Fellenner dachte, ob man den vergessen habe. Dann aber dachte er, wie lange wohl noch keines Menschen Fuß diesen abgelegenen Ort betreten haben mochte; einige Kinder ausgenommen, die vielleicht im Sommer hier ihren Spielplatz aufschlugen.

Tief in Gedanken versunken setzte er sich auf einen kleinen Vorsprung hinter dem Felsblock und betrachtete von dort aus den Hügel, den sein Opfer barg. Allmählig stiegen Bedenken in ihm auf, ob das Versteck auch wirklich so sicher sei, wie er wähnte. Wenn es doch Jemandem einfiel, eines Tages Sand von hier holen zu wollen!

Bei diesem Gedanken überließ es ihn eifrig.

Er sah den Wagen herein fahren und sah die Leute mit Schaufeln den Sand aufladen.

Dann hielten sie inne.

Sie betrachteten einen dunklen Gegenstand, der zum Vorschein kam: Ein Fuß! Ein Menschenfuß. Dann eine Hand.

Eine halb verfaulte Hand — — —

Entsetzt schloß Fellenner die Augen. Er vermochte es nicht, das Ganze auszudenken. Das Grausen überwältigte ihn und wirkte lähmend auf ihn. Mit geschlossenen Augen sah er eine Weile da und dachte garnichts.

Dann hörte er gedämpft das Bellen der Hunde vom Dorfe herüber. Das wirkte erlösend auf den unheimlichen Damm, der ihn umstrickt hatte. Als er wieder um sich blickte, war es halb dunkel geworden.

Dann tönten Schritte durch den Wald.

Fellenner drückte sich tief in die Nische. Der Felsblock verbarg ihn vor den Blicken.

Draußen gingen zwei Bauern vorbei. Fellenner hörte, wie ihre gleichmäßigen, harten Schritte allmählig in der Ferne verhallten. Dann wurde es wieder still.

Fellenner erhob sich.

Als er noch einen Blick nach dem Hügel warf, — blieb er erstarrt stehen.

Er sah deutlich, wie sich der Hügel bewegte.

Langsam, lautlos glitten die kleinen Steinchen herunter. Es war, als wolle sich Jemand da unten von der Last des Sandes befreien. Und nun sah Fekner, wie der Hügel allmählig abstumpfte.

Bei diesem grauenhaften Anblick stockte ihm das Blut in den Adern. Seine Augen weiteten sich, und er erwartete jeden Augenblick, daß die schräge Wand sich theilen und der Begrabene zum Vorschein kommen werde. Da entstand in der Mitte des Hügel ein dunkler Fleck, der sich zusehends vergrößerte.

Fekner wollte vor Angst aufschreien.

In diesem Augenblick besann er sich und erkannte die wahre Ursache der entsetzlichen Erscheinung. Der Regen war es, der den im Eis erstarrten Sand aufgeweicht hatte. Nun lösten sich die äußersten Theilchen los.

Fekner mußte lächeln über seine Furcht.

Er wandte sich dem Ausgange zu und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Das fehlte gerade noch, daß ihm solcher Unstimm jetzt Schrecken einflößte! Rasch mit einem tiefen Gefühl der Erleichterung ging er nun den Waldweg hinab gegen das Dorf.

Aber plötzlich blieb er stehen und lauschte.

Nein, er hatte sich getäuscht.

Nach einer Weile setzte er seinen Weg wieder fort.

Aber da war es wieder!

Er hielt nochmals inne.

Nun verschwand es.

Sobald er sich eben wieder in Bewegung setzte, hörte er es neben sich, Schritt für Schritt, in gleichmäßigen Abständen nach seinem eigenen Schritt. Die Luft war still und durchsichtig, und nicht das geringste Geräusch durchbrach diese tiefe, unendliche Stille. Nur die Schritte klangen wie durch irgend Etwas gedämpft neben ihm.

Es war, als ginge Jemand auf Felschuhnen einher.

Mit furchtbarer Deutlichkeit vernahm Fekner jeden einzelnen dieser stillen, tappenden Schritte.

Sobald er stille stand, stand auch der Andere still. Ging er rascher, so ging auch der Andere rascher. Und immer in gleichmäßigen Abständen neben ihm.

Eine unerklärliche Unruhe bemächtigte sich Fekner's.

Er sah durch das dünne Gebüsch hinein in den Wald, nach der Stelle hin, von der die Schritte tönten.

Immer wieder, immer wieder mit furchtbarer Deutlichkeit.

Fekner ging den Abhang rascher hinab. Auch der drinnen im Gehölz setzte sich rascher in Bewegung.

Fekner fing in jäher Angst zu laufen an.

Auch der Andere lief.

Nun verlor Fekner alle Besinnung. Immer lauter und lauter wurden die Schritte. Jetzt klang es, als schlugen harte, spitze Eisennägel in den steinigen Boden.

Wie von Furien gepeitscht raste Fekner durch den Wald. Es war ganz finster um ihn geworden, und die Bäume wollten kein Ende nehmen. Fekner hörte deutlich zwischen den einzelnen Stämmen durch die Schritte seines grausigen Verfolgers.

In weiten Sägen jagte er vorwärts. Alle die entsetzlichen Wüder, die in der letzten Stunde vor seinem Geiste aufgestiegen waren, vermengten sich jetzt zu einem grünlichen Ganzen. Er sah Wittmann's halbverfaulten Leichnam aus dem Sandhügel sich herausmühen. Die zerrissenen, mit Erde und Staub bedeckten Kleider hingen ihm wie Fegen vom Leibe. So lief er hinter ihm drein, verfolgt von den Leuten, die ihn ausgegraben hatten und ihn nun mit ihren Schaufeln todtzuschlagen bemüht waren.

Nun schien es ihm, als kämen die Schritte immer näher heran. Wie Donnerschläge hallten sie ihm in die Ohren. In seiner Angst merkte er nicht, daß der Wald schon hinter ihm lag. Er raste den Hügel hinab, der in die lange Gasse des Dorfes führte.

Da fühlte er mit einem Schlage wieder die tiefe Stille um sich her.

Kein Laut regte sich.

Das entsetzliche Bild vor seinen Augen war verschwunden, und er sah die erleuchteten Fenster aus der Nacht herüberglänzen.

Nun verwünschte er seine tödliche Furcht.

Aus einem Garten am Ende des Dorfes ertönte das traurige Winseln eines angeketteten Hundes. Aus weiter Ferne drang das Geheul eines zweiten herüber.

Auf weiten Umwegen kam Fekner endlich von der entgegengesetzten Seite des Dorfes nach Hause.

Eine seltsame, tiefe Traurigkeit hatte ihn ergriffen. Es war nicht mehr die Furcht, die ihn bewegte, sondern die schwere, beklemmende Erwartung des Kommenden. Er ahnte ein entsetzliches Unglück, dem er nicht entkommen werde.

Seit diesem Tage verließ Fekner die Unruhe nicht mehr.

Ein fremdes, unerklärliches Gefühl der Bangigkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Bald war es ein Geräusch, das ihn plötzlich zittern machte, bald glaubte er in den Blicken der Menschen um sich herum etwas Beobachtendes und Lauerndes zu sehen.

Wenn er mit Jemandem sprach, dachte er oft: „Er belauscht mich, der Schuft!“

Vergebens suchte er sich von der Grundlosigkeit seiner Angst zu überzeugen und die häßlichen Furchtausbrüche in angestrebter Thätigkeit zu ersticken. Aber immer wieder zuckte er zusammen, wenn er allein war.

Oft ertappte er sich auch dabei, wie er gleichsam als Zuschauer vor jener Mordscene stand und sich jede Bewegung, jede Empfindung in's Gedächtniß einzuprägen suchte.

Dann ging ein Frösteln durch alle seine Glieder, und er hatte die Empfindung eines Berurtheilten, dessen Tage gezählt sind.

Des Nachts aber war es mit seiner Ruhe vorbei. Unablässig arbeitete sein Gehirn an diesem einen schauerlichen Ereigniß. Oder sein Schlaf war der Schlaf eines Bewußtlosen. Dann erwachte er schwächer und hilfloser, als er zuvor gewesen.

Und eines Nachts wurde er von einem häßlichen Traume heimgesucht.

Es war ihm, als stünde er draußen, in einer unendlichen Sandwüste.

Rings um ihn war Nacht, und er stand bis zu den Knien in dem weiten, tiefen Sandmeer. Er wollte um Hülfe rufen, aber in seiner Kehle war kein Laut und sein Herz war von Todesgrauen erfüllt.

Da sah er plötzlich wie in einem matten Lichtkreis Wittmann vor sich stehen. Lang und hager stand die Gestalt des Ermordeten vor ihm. Das todtensblasse Antlitz schimmerte in fahlen Farben; an Haar und Bart hingen ihm kleine, weiße Steinchen. Seine Augen waren geschlossen, und die Arme schlenkerten mit seltsamen Bewegungen über dem Sand.

Und plötzlich griff er mit den Fingern in die Luft und warf Hände voll Sand und Erde auf Fekner. Dazu murmelte er unverständliche Worte.

Jetzt tauchte auch eine andere Gestalt neben ihm auf. Es war seine Schwester Martha. Auch sie stand mit blassem Gesicht und geschlossenen Augen neben ihm. Auch sie griff mit langen Fingern in die Luft und warf Hände voll Sand und Erde auf ihn und murmelte dazu unverständliche Worte.

Dann kam eine dritte Gestalt hinzu, die er nicht erkannte. Dann eine vierte.

Aus dem Sand stiegen sie empor, langsam und unaufhörlich.

Immer mehr und mehr wurden es, und die blassen Köpfe der Anderen, die später gekommen waren, ragten über die blassen Köpfe der Ersten empor.

Und Tausende von Händen, von langen, schmalen Todtenhänden griffen in die Luft und warfen Sand und Erde auf ihn, und die blassen Lippen der Todten murmelten unverständliche Worte.

Zuletzt war es ihm, als sähe er das lauernde Auge des Kommissars zwischen den todtten Menschen hindurchspähen und höre ein leises, sicherndes Hohngelächter.

Der Sand um ihn aber schwoh höher und höher. Und der todtten Menschen wurden immer mehr; und das Gelächter wuchs zu einem gellenden Gelächter

all' der todtten Menschen an . . . und Finger griffen nach ihm . . . immer tiefer in ihn hinein.

Der Sand hatte seinen Hals erreicht. Er fühlte, wie ihm die Sinne schwanden, wie die ganze Last von Menschen sich über ihn her wälzte und ihn zu ersticken drohte. — —

Mit einem Schrei wachte er auf.

Um ihn war es tiefe Nacht. In seinen Ohren aber gellte noch das Hohngelächter des Traumes. Eine räthselhafte Angst schnürte ihm die Kehle zu. Er fühlte ein Unheil — — hier, im Dunkeln — — hier neben sich — —

Langsam und geräuschlos erhob er sich.

Er wagte es nicht, Licht zu machen. Geräuschlos zog er sich an und ging in dem kalten Zimmer umher. — Was ist das nur? Was ist das nur? dachte er, als ihn ein Frostschauer nach dem anderen schüttelte.

Er fühlte, daß eine Gewalt von seiner Seele Besitz ergriffen hatte, die mächtiger war, als sein eiserner Wille. Und er wußte, daß er mit dieser Gewalt ringen müsse und sie vernichten in sich, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. Während er im Zimmer umher ging, presste er die Zähne zusammen, schloß die Finger krampfhaft ineinander und bemühte sich, an etwas Gleichgültiges zu denken.

Es gelang ihm für Augenblicke.

Er dachte an die Zahl der Pferde im Stall. Er dachte an die Einnahme des letzten Tages. Aber plötzlich fiel ihm das Geld ein, das er unter den Stein gelegt hatte und nicht wieder geholt. Und da kam das Andere wieder in ihm zum Durchbruch. Immer wieder sah er dann den Ermordeten vor sich, dessen Finger in die Luft griffen.

Das war das Entsetzliche, vor dem er sich nicht retten konnte: dieses todtensblasse Gesicht war es, das ihn verfolgte. Ein Wuthschrei entrang sich seiner Kehle, sobald dieses Gesicht wieder vor ihm emportauchte.

Aber nicht in der Ferne sah er es, sondern hart vor sich, als eine Vision, die Alles durchdrang, die sich immer wieder aus Allem herdrängte. — — Da! Er prallte zurück, wie von einem Blitz getroffen.

Da, vor dem Fenster draußen, im matten Lichtkreis der Nacht stand der Todte. Groß und still stand er da mit geschlossenen Augen. Einen Augenblick starrte ihn Fekner an, dann fühlte er, wie ihm die Sinne schwanden.

Nüchlings stürzte er zu Boden.

Als er erwachte, schien der graue Morgen durch das Fenster. — — —

An einem der nächsten Tage stand Fekner neben seiner Schwester in der Wohnstube.

Martha hatte einen großen Kasten ausgeleert, welcher die Kleider Wittmann's enthielt. Sie wollte, daß Fekner von diesen Kleidern abtrage, was noch brauchbar war.

Stück für Stück reichte sie ihm hin und erzählte, wann es angeschafft worden war, wann Wittmann es getragen hatte, und immer wieder sagte sie dazwischen: „Es ist schade, die Sachen hängen zu lassen. Er kommt ja doch nicht wieder.“

Fekner hatte schon den zweiten Rock probirt.

Er war sehr blaß und sprach kein Wort. Martha betrachtete ihn manchmal von der Seite und wunderte sich über das Schweigen. Endlich fragte sie: „Was hast Du denn? Was fehlt Dir denn?“

Da war es, als löse sich ein Damm von Fekner's Seele. Ohne zu wissen, was er that, zog er den Rock aus, reichte ihn seiner Schwester hin und sagte: „Nun halt ich's nicht mehr aus. Ich muß es Dir sagen: Ich habe Wittmann umgebracht.“

Martha starrte ihn an.

Sie glaubte nicht recht gehört zu haben.

Aber Fekner nickte und wiederholte: „Ich habe ihn umgebracht — — draußen — im Walde.“

Dann setzte er sich auf die Bank, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und fing zu schluchzen an. Ein heftiger Krampf schüttelte den Körper des starken Mannes. Und in abgebrochenen Lauten stammelte er: „Ich hielt's nicht mehr aus — — dieses Leben.“

(Schluß folgt.)

In der Dachstube. Es geht zum Abend. Drüben hinter den hohen Dächern ist die Sonne hinabgesunken; aber der Himmel strahlt noch in hellem Glanze. Der Widerschein fällt auch das kleine Gemach, und es wäre gerade die richtige Stimmung, „Schummerstunde“ zu halten. Jetzt wäre es gemüthlich in der Dachstube, in der am Tage alles so grau und eng und drückend erscheint. Das Glend hier drinnen würde in den Schatten des Abends versinken und der Blick hinausgezogen zu dem herrlichen Farbenspiel, das sich draußen entfaltet. Leise, fast unmerklich frischen die blauen Schatten aus der Tiefe der engen Höfe heraus gegen das purpurne Licht des Himmels, tiefer und tiefer wird ihre Farbe, bis unten alles in dunkelblaue Finsterniß gehüllt ist. Und auch droben am Himmel verblassen die Farben, das purpurne Roth geht über in ein mattes Gelbroth, und vom Zenith herab zieht sich ein kaltes Lichtes Grün, das die warmen Töne des Abendlichtes mehr und mehr zurückdrängt. Und dann wird das Grün zum Blau, die Sterne treten hervor, und das machtvolle Bild des Nachthimmels entfaltet sich. Das wäre die Stunde, in der die Zunge sich lösen und das gepreßte Herz sich erleichtern könnte. Es ist hier keine Zeit zu träumen. Sobald das Tageslicht nicht mehr taugt, die seine Näharbeit auszuführen, muß die Lampe angezündet und das Fenster verhängt werden; es darf keine kostbare Minute verloren gehen. Arbeit füllte den ganzen Tag, der Arbeit muß auch der Abend und ein Theil der Nacht geopfert werden. Es ist eine alltägliche Großstadts-Geschichte, die in dem Bilde erzählt wird. Dem alten Mütterchen mit dem verhärteten Gesicht ist es wohl einmal besser gegangen; die altfränkischen Möbel, der Großvaterstuhl, der geschnitzte Mahagonistuhl, der riesige Schrank sehen so aus, als hätten sie ehemals in der Wohnung eines Handwerksmeisters gestanden. Als der Mann dann starb, war seiner Frau nichts geblieben; nur von den Möbeln, von denen sie sich nicht trennen konnte, war das Nothwendigste mit hinauf gewandert in die Dachstube. Und dann kam noch das Unglück der Tochter, die, jung und lebenslustig, sich hatte bestreben lassen. Es war eine schwere Zeit gewesen, als der Geliebte sie verließ und das Kind geboren wurde. Jetzt freilich möchten beide, Mutter und Großmutter, um keinen Preis mehr den Ruben missen, der da so gravitätisch auf Großvaters Sorgenstuhl sitzt und verständnißvoll der Großmutter zusieht, wie sie sich mit zitternder Hand abplagen muß, den Faden in das Nadelöhr zu bringen. Durch sein drolliges Geplauder und sein fröhliches Lachen haben sie wenigstens eine Freude in ihrem eintönigen Leben. —

Die Tischlerei und Holzschneiderei im alten Ägypten. Ägypten, so führt Stein d'Orff in seiner Arbeit über das Kunstgewerbe im alten Ägypten aus, ist noch heute ein ziemlich baumarmes Land, und seine Baumbestände werden auch im Alterthum nicht größer gewesen sein. Dazu kommt, daß die auf ägyptischem Boden gewachsenen Hölzer, Palme, Sykomore und Tamariske, kein besonders gutes und brauchbares Holz liefern. Diesem Mangel, der sich namentlich bei der Verfertigung von Särgen schwer fühlbar machte, hat man nun schon sehr frühzeitig dadurch abgeholfen gesucht, daß man aus den waldbreichen, asiatischen Nachbarländern Hölzer in das Nilsthal einfuhrte. Vor Allem war es wohl Palästina und Syrien, besonders die Libanon-gegend, die von ihrem Reichthum an Nadelhölzern, besonders den großen Cedern, an das bedürftige Ägypten abgaben. Außerdem lieferte Rubien und noch südlicher gelegene Gegenden Mittelafrikas das sehr geschätzte Ebenholz, das namentlich zu feineren Arbeiten viel verwendet wurde.

Die Werkzeuge, deren sich die ägyptischen Tischler und Zimmerleute bedienten, sind überaus primitiv gewesen. Sie hantieren mit der Säge, deren Blatt aus Kupfer hergestellt ist; dann kommt die Art, das Stemmessen, das mit einem hölzernen Hammer geschlagen wird, ferner ein Art Dächsel, der gleichfalls ein kupfernes Blatt hat; endlich ist noch der Drillbohrer zu nennen, der oben einen halbrunden Knopf hat und mittelst eines Fideibogens gedreht wird, ein Instrument, das auch bei uns noch bis vor kurzem gebraucht wurde. Dagegen war den Ägyptern ein Werkzeug, das bei uns gerade als das Nothwendigste der Tischler gilt, in älterer Zeit völlig unbekannt, der Hobel; erst in römischer Zeit scheint er aufgefunden zu sein. Die Arbeit, die er verrichtete, ersetzte man theils durch den Dächsel, theils durch das Reiben mit glatten Steinen, durch die das Brett abgeschliffen und so eine gute, ebene Fläche gewonnen wurde. Auch Leim scheinen die Ägypter nicht gekannt zu haben; sie bedienten sich vielmehr als Bindemittel einer hellrothen, gipsartigen Masse, deren Spuren wir noch vielfach an Holzgegenständen verfolgen können. Galt es z. B. bei der Anfertigung von Kästen oder Läden, zwei Bretter rechtwinklig aneinander zu fügen, so that man dies in der Weise, daß man sie, wie dies unsere Tischler nennen, „auf Gebrung“ schnitt, gegeneinander leimte und sie dann noch mit Holznägel und Bindfäden oder Saiten festmachte. Die Verzierung, mit der z. B. unsere Tischler arbeiten, ist in den Ägyptern auch vertraut gewesen, aber erst in verhältnißmäßig später Zeit zur Anwendung gekommen. Wollte man Gegenständen, die des billigen Preises halber aus gewöhnlichen Holzarten ge-

arbeitet waren, das Ansehen geben, als ob sie aus besserem Material gearbeitet seien, so belegte man sie mit dünnem Material von feinerem Holz. Man bediente sich also derselben Methode, die man in der heutigen Möbelfabrikation „Journieren“ nennt, und hat diese gewiß schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. angewendet.

Unter den zahlreichen Aufgaben, die dem ägyptischen Tischler erwachsen, ist in erster Reihe die Herstellung der im Wohnhause gebräuchlichen Möbel zu nennen. Freilich ist ein solches ägyptisches Mobiliar nicht allzu umfangreich gewesen. Ein paar Stühle und Bänke, Betten zur Nachtruhe, Kopfstützen, auf die man statt auf das Kopfkissen das Haupt legte, und an Stelle der Kleiderchränke vierreihige Kästen oder Truhen, in die man die Gewänder und Stoffe packte. Diese Möbel waren nun meist ziemlich einfach geschnitten oder man gab ihnen auch gern die Gestalt von Kuh- oder Löwenfüßen; an Ornamenten verwendete man auch hier wieder mit Vorliebe Blumen und Blätter, die eingeschnitten und mit bunter Farbe ausgefüllt waren. So haben wir an Stühlen einen einfachen, weißgetünchten Stuhl mit geflochtenem Sitz, oder einen eleganten Lehnstuhl, der auf vier Löwenfüßen ruht und dessen Rückenlehne ein mit weißem Elfenbein eingeleagtes Ornament zeigt. Daneben finden sich kleinere Sessel: vierbeinige mit runden Beinen, die mit einem, wohl auch aus Elfenbein eingeleagten Stränge von lanzettförmigen Blättern verziert sind, und stichwärtige Klappstühle, die genau wie unsere Feldstühle gearbeitet sind, und deren Beine in Entenköpfe ausgehen. Auch Bettgestelle sind uns erhalten geblieben; sie ruhen auf vier als Kuhfüße gestalteten Beinen; der Bettrahmen war mit Ledergurten überspannt, auf die dann die weichen Polster und Decken gelegt wurden. Eine weit größere Mannigfaltigkeit als diese großen Möbel bieten nun die kleinen hölzernen Kästchen und Schälchen, die hölzernen Haarnadeln und Löffelchen, die zu dem nothwendigen Toilettenbedarf der ägyptischen Damen- und, ich glaube auch, Herrenwelt gehörten. Hier verließ man den Boden des Handwerks und wandte die reiche Phantasie des Künstlers an, um wohlgefällige, reiche Formen zu gewinnen. Das Gebiet, dem die Stoffe zu den hier ausgeführten Formen entnommen waren, lag nicht weit; es war die den Ägypter umgebende Natur und das menschliche Leben, das sich in ihr abspielte.

Der Tischler hatte aber nicht nur den Hausrath für die irdischen Wohnhäuser zu fertigen; ihm lag es auch ob, die „ewigen Häuser“, die Gräber der Todten, mit dem mannigfaltigen Mobiliar, das der ägyptische Glaube zum Leben nach dem Tode für nöthig erachtete, auszustatten. Vor Allem sind es die Särge, auf die die größte Sorgfalt verwendet wurde. In älterer Zeit haben sie die Form großer dreieckiger Läden, die mit zahlreichen Inschriften und nicht selten auch mit Bildern bedeckt wurden. In späterer Zeit gab man ihnen die Gestalt einer „Mumie“, des mit Leinwandbinden umwickelten Leichnams, dessen Gesicht mit einer Maske, die ungefähr die Züge des Verstorbenen wiedergibt, bedeckt war. Auch hier wurden auf die Außen- und Innenseiten alle möglichen Sprüche, die sich auf das Leben im Jenseits beziehen und dem Todten allerlei Anweisungen geben, in der hübschen, dekorativ so wirksamen Bilderschrift der Ägypter aufgeschrieben oder eingeschnitten oder auch in erhöhter Arbeit (im flachen Relief) geschnitten. Welche Sorgfalt man auf diese Schriften verwendete, zeigt am besten ein in der Leipziger Universitätsammlung befindlicher Holzarg, der etwa aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. stammt, und bei dem jedes Schriftzeichen bis in's Kleinste so genau ausgeführt worden ist, daß man z. B. bei den Männern deutlich die Tracht, bei den Vögeln die einzelnen Federn unterscheiden kann.

Von den sonstigen Beigaben, die der Tischler oder, sagen wir besser, der Holzbildhauer, für die Grab-einrichtung herzustellen hatte, verdienen vor Allem noch die kleinen Holzfiguren Erwähnung, die den Todten selbst oder auch seine Bediensteten darstellen. Hier ist er mit genauer Wiedergabe seiner Gesichtszüge, in der Kleidung, die er einst im Leben getragen, mit den Schmuckstücken, mit denen er sich gepußt, abgebildet worden. —

Der Todesfall. Es war ganz still im Zimmer. Die Rouleaux waren herabgelassen, so daß ein mattes, gedämpftes Licht den ganzen Raum erfüllte. Auf den Stühlen, die an den Wänden und um den ovalen Mahagonistuhl standen, saßen die Angehörigen der Sterbenden, welche seit zwei Tagen völlig bewußtlos in dem großen, französischen Bett lag. Ab und zu röchelte die alte Frau und machte eine schwache Bewegung; dann begannen auch sofort, wie auf Kommando, die in der Stube Befindlichen zu wimmern und zu schluchzen; die Frauen thaten es in einem monotonen, zitternden Jengelaut, etwa dem Laufen einer nicht ganz geschlossenen Wasserleitung vergleichbar; die Männer dagegen stießen abgerissene, wirrende Aechlaute aus, oder schmeuzten sich laut und vernehmlich, was wiederum eine große Ähnlichkeit mit einem mißglückten Posaunenton hatte. Nach einer Weile war wieder Alles ganz still. Die Frauen saßen feif auf ihren Stühlen und hielten sich die weißen Battistastücher vor die größten Augen; die Männer starrten mit unheimlichen Augen unaufhörlich auf ihre Stiefelspitzen oder spielten mechanisch mit den goldenen Verloques

an ihren Uhrketten. Bei jedem Nöcheln der Sterbenden Allen erneuerte sich dieselbe Szene, es kam Leben in die stille Gesellschaft, und die Tischentwäcker arbeiteten. So ging es etwa drei bis vier Stunden lang. Die verschiedenen Magen begannen bereits laut und vernehmlich zu knurren. Aber Niemand wagte heute aus Rücksicht auf die Sterbende seinen körperlichen Bedürfnissen den Vorrang vor der obligaten Traurigkeit zu lassen.

Mit einem Male wurde es in dem großen, französischen Bett lebendig, das Nöcheln ging in ein dumpfes, qualvolles Stöhnen über, und die Gliedmaßen begannen krampfhaft zu zucken. Noch ein letzter, schwerer Seufzer, und die Alte war von allem Erdenleid erlöst. Wie elektrisiert waren Alle von ihren Stühlen aufgesprungen. Erst kam ein Augenblick athemloser Spannung, dann begann ein wahres Wetzegeul und Wehklagen. Wer von den Frauen in Ohnmachtsanfällen und Weinkämpfen einige Uebung hatte, that das Seinige, um den gebräuchlichen und schiedlichen Anforderungen wahrer Traurigkeit gerecht zu werden; in den Männern aber erwachte so etwas, wie eine lang verborgene gehaltene Brutalität, sie suchten Tische und Stühle zu demolliren, Einer wagte es sogar, eine Fensterscheibe zu zertrümmern, was man ihm als ganz besonders „gefühlvoll“ anrechnete. Die Besonneneren aber fielen sich gegenseitig stumm oder laut schluchzend in die Arme, an die Todte wagte sich jedoch Niemand heran; das Dienstmädchen wurde heringerufen, welche das Bett in Ordnung bringen und die Verstorbene umkleiden mußte. Nach dem Verlauf etwa einer halben Stunde hatten sich die „trauernden Hinterbliebenen“ merklich beruhigt. Der sentimentale Theil war vorüber und nun begann das Geschäft: Die Vertheilung der einzelnen Haus- und Wohnungsgegenstände. Jedes einzelne Stück wurde genau auf seinen Werth abgeschätzt, so daß dem Teppich mindestens sechs Stühle, dem Sopha mit den dazu gehörigen Sesseln eine Kommode, zwei Kleider- und drei andere Schränke gegenübergestellt werden mußten. Endlich waren alle Gegenstände an ihren Mann gekommen. Geld war ja leider nicht vorhanden, da die Alte von einer Pension und gelegentlichen Unterstüzungen ihrer Kinder gelebt hatte.

Die Rouleaux wurden hoch gezogen, die Fenster ein wenig geöffnet. Hin und wieder erlaubte sich schon einer der Männer einen kleinen, unschuldigen Wis, während die Frauen in einiger Entfernung standen und eifrig über die vorschrittsmäßige Trauertochette debattirten, ein Gespräch, dessen Verlauf hin und wieder durch Schwanken der weißen Battistastücher bei gelegentlichen Thränenausbrüchen, die freis in schweiserlicher Gemüthsregung bei Allen zugleich erfolgten, unterbrochen wurde. Gegen Abend trennte man sich. Bei der Todten die Nacht über zu wachen, konnte sich Keiner entschließen; man mußte also dieses Geschäft der Wärterin und dem Dienstmädchen überlassen, denn die Frauen fürchteten sich, und die Männer hatten ganz außerordentlich notwendige Sitzungen, die auf keinem Fall versäumt werden durften. Kleinigkeiten, wie Nippesachen und Silberzeug nahm man sofort mit, dann wurden die Schränke sorgfältig verschlossen; man konnte ja trotz aller Ehrlichkeit der beiden Nachtwachenden doch nicht wissen. . . .

Ein kleiner Streit erhob sich dann noch, wer eigentlich die Schlüssel in Aufbewahrung nehmen sollte. Die vom Weinen röhlich gefärbten Nasenspitzen wippten unaufhörlich auf und nieder. „Von einem Nichtrauen könnte hier unter Geschwistern ja eigentlich keine Rede sein, aber die Ehre, die Ehre!“ . . . Endlich wurden die Schlüssel der ältesten Schwester unter vielen ermahnenden Worten und Seufzern anvertraut. Morgen früh um neun Uhr wollte man sich hier wieder treffen! Dann noch ein letzter Thränenstrom, und vierzehn Paar mehr oder weniger zierliche Füße stiegen mit gemessenen Trauerschritten die Treppe hinunter. Vor der Hausthür trennte man sich schnell. Jeder ging nach einer anderen Richtung. Die älteste Schwester, der man die Schlüssel zur Aufbewahrung übergeben hatte, ging am schnellsten. In ihrem Kopfe reiste ein Plan: sie wollte am nächsten Morgen früh um sieben Uhr mit einem Möbelwagen vorfahren und so viel Sachen, wie nur irgend möglich, auf denselben aufladen. Die Anderen konnten es ihr ja schließlich doch nicht allzu sehr übelnehmen, sie war ja die Aermste von ihnen.

Endlich war die Nacht vorüber. Punkt sieben Uhr stand der Wagen vor der Thür. Allein kein Schlüssel wollte recht schließen; sie klingelte. Die Wärterin öffnete. Die Wohnung sah kahl, leer und ausgeraubt aus, als ob die Vandalen darin gewirthschaftet hätten.

„Wie ist das nur möglich? . . . doch erst um neun Uhr?“

„Ja, Ihre jüngste Frau Schwester war bereits um fünf Uhr hier. Sie wird sich wohl den Korridor Schlüssel behalten haben. Ich habe die Dame natürlich an nichts gehindert, da ich dachte, es wäre von den Hinterbliebenen so bestimmt worden. . . .“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.